

Dank

Mein Dank gebührt einer ganzen Reihe von verschiedenen Personen. Allen voran meiner Mutter, dafür, dass du mich durch diese Krankheit geführt hast. Es ist eine unschätzbare Erleichterung, wenn man sich als Patient nur darauf konzentrieren muss, dass es einem möglichst gut geht. Danke, dass du dich um den Rest gekümmert hast.

Vielen Dank auch dir, Yvonne, für deine ausgezeichnete Betreuung und die unkomplizierte Zusammenarbeit. Danke Noa, für dein Ohr und dein Herz in verwirrenden Zeiten. Danke an meinen Vater und meine Brüder. Danke Lukas, dass du da warst. Danke Melina, für deine Unterstützung und Erfahrung mit Schreiben und Layouten. Danke an alle, die mich abgelenkt haben, als ich es brauchte. Ich könnte keine Namen nennen. Danke an die, die vielleicht einmal an mich gedacht haben. Und zuletzt danke ich Tupac Shakur, für die Energie deiner Musik und die Kraft, die sie mir gegeben hat.

Kantonsschule Zürcher Oberland
Maturitätsarbeit 2021
Adrian Zoelly, M6b
Krebs: Ein literarischer Versuch
Dr. Yvonne Weissberg

Vorwort

Im Frühling 2018 wurde bei mir ein Hodgkin-Lymphom diagnostiziert, als ich 15 Jahre alt war. Hodgkin ist eine Krebserkrankung des Lymphsystems. Gefunden wurden zwei Tumore: ein grosser von etwa 10 Zentimetern Durchmesser zwischen meinem Herz und meiner Lunge und ein etwas kleinerer unter dem rechten Schlüsselbein. Ich erhielt 4 Zyklen Chemotherapie im Kinderspital Zürich und anschliessend 16 Bestrahlungssitzungen im Paul-Scherrer-Institut im Kanton Aargau. Heute bin ich 17 Jahre alt und soweit rückfallfrei.

Das Schreiben dieser Texte bedeutete eine intensive Beschäftigung mit meinen Erinnerungen. Um Stimmung und Qualität zu erzeugen, musste ich sehr genau über meine Krankheit nachdenken, über die Momente, die ich beschrieben habe, und auch über jene, aus denen ich keinen Text produziert habe. Das Schreiben war demnach ein viel persönlicheres Erlebnis als gewöhnlich bei einer Maturitätsarbeit. Vor dieser Auseinandersetzung mit meinen Erfahrungen habe ich mich nicht gefürchtet. Sorgen machte ich mir vielmehr darum, ob es mir möglich sein würde, einen Ausdruck in der Sprache zu finden. Ich war unsicher, ob ich gut genug

schreiben kann, um aus meinen Gedanken und Gefühlen Literatur mit Qualität zu produzieren. Umso glücklicher bin ich nun darüber, dass mir meine Arbeit gelungen ist. Das fertige Buch in den Händen zu halten, gibt mir ein Gefühl von Frieden. Es zuzuklappen, fühlt sich an wie ein Abschluss.

Besonders jetzt, wo der Alltag wieder Überhand gewonnen hat und der Krebs in den Hintergrund gerückt ist, fühlen sich die Texte seltsam weit weg an.

Es ist viel passiert in meiner Zeit am Gymnasium, und schnell sind die sechs Jahre vergangen. Falls du, liebe/r Leser/in, noch am Anfang deiner KZO-Karriere stehst, möchte ich dir ausrichten: Bleibe dran. Geniesse deine Gymizeit. Es passiert viel mit uns, und glaube mir, es geht schneller, als du denkst. Freue dich auf das, was noch vor dir steht, auch wenn Unbekanntes uns oft Angst macht. So war das für jeden und jede von uns Maturandinnen und Maturanden auch. Und dann, wenn wir zurückschauen, müssen wir lächeln.

Und falls du kein Gymischüler am Anfang deiner KZO-Karriere bist: Geniesse das, was du hast. Sollte sich das nämlich ändern, wirst du froh darum sein, es geschätzt zu haben. Und meist wird es dir weggenommen, wenn du es am

wenigsten erwartest.

Ich wünsche dir viel Spass und Bereicherung
beim Lesen.

Es wird noch einige Minuten dauern, ehe der Bus hier hält. Alle sind etwas ausser Atem vom Hochlaufen, die Weinflasche in der Einkaufstüte und das Bier in meinem Rucksack wiegen schwer. Es fehlt ein Gesprächsthema, stumm sitzen wir auf der Holzbank. Lesen die Wörter und Satzteile, die in die vergipste Wand des Häuschens geritzt worden sind. Ich denke zurück an meine Primarschulzeit, in der ich täglich an dieser Haltestelle vorbeigelaufen bin. Was muss es gesehen haben, das Häuschen? Wie ich am Morgen von oben gekommen bin, geradlinig ausschreitend, vielleicht zu spät dran; ein paar Stunden später wieder von unten, diesmal mit einem Lachen im Magen, entspannt, das Mittagessen rief; und dann am Nachmittag wieder herunter, ein letztes Mal hoch. Zuerst drei Jahre lang, Unterstufe. Dann, grösser geworden, gehörte ich in das Mittelstufenschulhaus und bog dafür knapp unter der Haltestelle nicht links in die steile Strasse herunter, sondern spazierte ebenerdig dem Weg rechts nach. Und wie hat das Häuschen sich verändert über die Jahre hinweg? Es blieb gleich, doch für mich ist es jetzt kleiner. Die Holzbank liegt tiefer, auf die ich meinen schweren Rucksack gestellt habe. Bin ich alleine

gelaufen, früher? Nein, gleich hinter mir wohnt Jonas, der mit dem Krebs, der mit der Prothese, wir sind manchmal gemeinsam nach Hause gegangen. Der Gedanke an ihn lässt mich unser Schweigen beiseite wischen:

«Wie ist es eigentlich, Krebs zu haben? Wenn dir deine Mutter sagt, dass du Krebs hast?»

Die Köpfe meiner Freunde drehen sich zu mir, sie mustern mich verwirrt. Das Schweigen bleibt doch bestehen, ich schaue ihnen in die Augen, forschend. Jemand lockert seine Kehle mit einem Räuspern, dann ist wieder Ruhe, das Geräusch verebbt wie die kreisförmigen Ringe an der Wasseroberfläche eines ruhigen Sees, nachdem du einen Stein hineingeworfen hast. Wir hören ihm nach, versuchen, es für uns zurückzuholen, weil niemand etwas sagen kann.

«Sicher krass, oder?»

«Ja.»

«Können wir uns nicht vorstellen.»

«Wollen wir auch nicht.»

«Stellt euch vor, das wäret ihr. Wie würdet ihr reagieren, was würdet ihr tun?»

«Keine Ahnung.»

«Will es nicht herausfinden.»

Will wohl keiner.

Die glasige Sicherheitstür öffnet sich zu beiden Seiten. Eine Assistentin erwartet mich dahinter, führt mich in die Umkleide und verweist auf die Toilette, die ich doch bitte noch benutzen solle vor der Untersuchung, denn diese könne über eine Stunde dauern. Ich entledige mich meiner Kleider und steige in die bereitliegende Hose, die stark an ein Pyjama erinnert und viel zu gross ist. Brav gehe ich anschliessend auf die Toilette.

Die gleiche Assistentin erscheint wieder und erkundigt sich, ob ich bereit sei. Ich antworte zustimmend, worauf sie vorangeht und mir bedeutet, ihr zu folgen. Wir laufen vorbei an verschiedensten Räumen; einige erkenne ich an der Einrichtung als Untersuchungszimmer, in die meisten aber kann ich gar nicht sehen, sie sind geschlossen. Dreieckige, gelbe Warnschilder hängen an ihren Türen. Im Vorbeigehen drehe ich meinen Kopf mit, um die Aufschrift lesen zu können: «Achtung, Magnetfeld» warnt davor, mit Metall am Körper den Raum zu betreten. Der Gang ist leer und unfreundlich, Neonröhren strahlen ihr eisig blaues Licht in jeden Winkel; ich bereue, meine Socken nicht anbehalten zu haben. Ein kalter Luftzug zieht unter meinen nackten Fusssohlen durch. Wir biegen links ab

in einen grösseren Raum, dessen hintere Wand komplett aus Glas besteht. Sie erlaubt den Blick auf die Röhre, in die sich der Patient legt. Daneben steht auf einem langen Tisch eine Reihe von Monitoren, die, verkabelt mit Maus und Tastatur, eine ganze Ecke des Zimmers ausfüllen. Sie alle zeigen verschiedene Bilder aus der vor mir abgeschlossenen Untersuchung. Ein Mann in weissem Kittel sitzt davor und scrollt an ihnen herum, mit der linken Hand sein Kinn stützend, die Finger spielen konzentriert mit seiner Lippe. Er hört uns, er kommt auf uns zu.

«Hallo, bist du der Adrian?»

Er spricht Hochdeutsch. Seine Augen wirken wach und intelligent.

«Ja, genau.»

«Gut. Wie du siehst, befindet sich die Röhre gleich hinter dieser Glaswand. Das heisst, dass wir dich jederzeit sehen können. Ausserdem bekommst du eine Alarmglocke in die Hand, aber dazu gleich mehr. Sei also beruhigt: Sollte irgendetwas nicht gut sein, werden wir sofort reagieren können.»

«Okay.»

«So komm gleich mit.» Der Arzt öffnet mir die Glastür und lässt mich eintreten.

Ich betrachte neugierig die unzähligen Schläuche, Anzeigen und Kabel, die zu der Apparatur

gehören. Ich möchte sie verstehen, möchte wissen, was sie mit mir macht.

«Wie funktioniert ein MRI? Ich meine, wie erstellt diese Maschine ein Bild?», frage ich, «und könnt ihr auf diesen Bildschirmen hier die Aufnahmen sofort sehen?»

«Ja, das können wir. Die eigentliche Auswertung erfolgt aber erst später, damit sie gründlich gemacht werden kann. Deshalb wirst du dich auch gedulden müssen, bis du deine Ergebnisse bekommst. Die Funktionsweise der ganzen Apparatur ist natürlich kompliziert. Ich müsste zu weit ausholen, um sie dir zu erklären; dafür fehlt mir die Zeit. Aber wenn du möchtest, kann ich dir nachher gerne ein kleines Experiment dazu zeigen», antwortet er mit einem Augenzwinkern.

Das hört sich spannend an, denke ich mir. Ich willige ein, betone, ich sei gespannt darauf.

«Sehr gut. Aber jetzt müssen wir vorwärts machen. Leg dich einfach einmal in die Liege, auf den Rücken. Den Kopf noch etwas höher, nur ganz wenig. Perfekt. Und jetzt nimm diese Glocke in deine Hand. Du drückst drauf, wenn etwas nicht stimmt, wie gesagt.»

Er reicht mir ausserdem zwei orangefarbene Ohrenpucks, ich stopfe sie rein. Sie sitzen nicht auf beiden Seiten gleich fest, ich nehme den linken wieder heraus, drücke ihn erneut und dies-

mal etwas fester wieder ins Ohr. Der Arzt greift unter die Liege, schwingt einen neongrünen Kopfhörer hervor und setzt ihn mir mit einem Grinsen auf. Es läuft Radio.

«Alles gut, ja? Dann legen wir los.»

Ich habe kaum Zeit zu nicken. Der Arzt ist schon verschwunden und hat die Tür hinter sich geschlossen. Die Liege fährt mit einem leisen Surren in die Röhre. Als ich mit meinem ganzen Körper darin liege, beginnt sie laut zu klopfen. Mein doppelter Gehörschutz dämpft die Schläge zwar etwas, aber dennoch unterbrechen sie die Musik im falschen Takt. Das Klopfen bricht ab, wird von einem Surren abgelöst. Dann klopft die Maschine wieder. Zwischendurch Stille, ich wage nicht zu atmen, möchte meinen Ohren die Pause gönnen. Dann wieder ein neues Geräusch, es erinnert an das Stampfen einer Dampfmaschine. Nach zwanzig Minuten beginne ich zu schwitzen. Die Wärme staut sich im Kanal der Röhre. Schon acht Lieder hat das Radio gespielt, ich müsste etwa dreissig Minuten geschafft haben. Die Hälfte? Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Vielleicht brauchen sie mehr als eine Stunde, rechnen hilft kaum.

Dann beginnen die Atemkommandos. Damit die Bilder nicht verwackelt werden, weil sich mein Brustkorb beim Atmen hebt und senkt,

muss ich meine Luft anhalten. Über den Kopfhörer spricht der Arzt zu mir. Ich dürfe jetzt wieder atmen, ich entspanne mich, ging doch gut. Doch dann, als ich mich noch nicht einmal ganz erholen konnte, beginnt er wieder. Diesmal wird es etwas knapper, obwohl ich normalerweise meine Luft lange halten kann. Bin ich etwa nervös? Ich muss mich mehr konzentrieren, will mir diese Blösse nicht geben. Beim dritten Mal, ohne ausreichende Pause dazwischen, ist mein Körper nahe an einem krampfartigen Zucken. Fast hätte ich es nicht geschafft, aber die Stimme des Arztes erlöst mich gerade noch. Rasselnd atme ich ein, einmal tief, dann schnell und kurz. Zwingen mich aber gleich, wieder ruhiger zu werden. Weil ich weiss, dass der Arzt meine Atemfrequenz über den dafür angelegten Gurt sehen kann. Ich schliesse meine Augen, langsam und bedächtig, ich fühle mich plötzlich ermattet. Merke, dass ich meine Unterarme verspannt habe, löse sie, und fühle mich noch weicher. Sinke etwas weiter in die Liege, sie ist jetzt fast bequem. Die Zeit hat keine Richtung hier in dieser Röhre. Nichts bewegt sich, mit dem ich mich vergleichen könnte. Es gibt keine Relation. Keine Veränderung. Würde ich auf einer Bank draussen sitzen und gleich wenig tun, könnte ich bemerken, wie die Sonne wandert. Sässe ich in einem

fahrenden Auto, so könnte ich damit Spaziergänger überholen; ich wüsste, dass ich schneller bin als sie, würde indes von anderen Autos überholt werden und wüsste, dass sie schneller sind als ich. Könnte beobachten, dass die Bäume in hundert Metern rascher auf mich zukommen als die Berge in der Ferne. Die weisse Innenverkleidung der Röhre, an die ich starren muss, weil ich meinen Kopf nicht bewegen kann, sie lässt sich nicht einordnen. Sie nimmt nicht einen Platz ein in der vielfältigen Wahrnehmung, die wir gewöhnt sind, sondern zerstört alle Verhältnisse durch ihre Dominanz. Vielleicht wendet sich der Verlauf aller Dinge gerade, vielleicht dreht die Zeit um? Am immer gleichen Klopfen kann ich jedenfalls nicht erkennen, ob sie nicht einfach rückwärts läuft. Ich muss abwarten, und das jagt mir ein Kribbeln durch die Glieder. Warten, keine Kontrolle haben über etwas und nicht wissen, wann das Warten beendet sein wird, das haben wir verlernt. Das kann unsere Gesellschaft nicht mehr, denn wir haben es gleich selbst durch unser System verschwinden lassen.

«Okay, Adrian. Wir haben noch etwa eine Viertelstunde.» Ich lächle erleichtert.

«Ja», versuche ich zu antworten, meine Stimme bricht, mein Hals ist trocken. «Ja», wiederhole ich deutlich.

Es folgen fünfzehn Minuten, die sich nach mindestens einer halben Stunde anfühlen. Die Stimme des Arztes, verzerrt durch Mikrofon und Kopfhörer, hat mich zurück an die Oberfläche meines Bewusstseins gebracht, in die Ebene, in der mir diese Untersuchung schon so lange vorkommt und etwa das Mühsamste ist, das ich je gemacht habe. Sich lange nicht zu bewegen, ist anstrengend. Mein Körper schmerzt an jedem Punkt, an den ich denken kann. Ich zähle wieder die Lieder, ich werde leicht aggressiv. Ich möchte etwas schlagen oder treten oder in die Luft springen oder laufen, aber nicht liegen bleiben. Will kühle Luft an meiner Haut spüren, sie so tief einatmen wie möglich, denn mein Brustkorb soll sich bewegen dürfen, er soll frei sein.

Dann, endlich, surrt die Liege, wie sie es beim Hereinfahren getan hat, und bewegt mich in Richtung Ausgang. Ich habe mir diesen Moment schon zu lange vorgestellt, ich kann nicht glauben, dass er endlich eingetroffen ist. Ich will mich noch nicht freuen, denn vielleicht verschiebt sie sich nur für eine weitere Messung, für einen anderen Winkel, wie sie es zuvor schon einige Male getan hat. Die Liege hält aber nicht wieder an, sondern fährt tatsächlich dem Licht entgegen, immer weiter. Die Welt kommt näher und näher, gleich habe ich die Öffnung erreicht.

Dann blendet mich das Licht, es schmerzt in meinen Augen. Sie zucken, ich schliesse die Lider. Merke beim Einatmen, dass die Luft kühl ist – ich bin draussen, es ist vorüber. Ich möchte sehen, wie der Rest meines Körpers herausfährt, das Bild verwahren. Triumph bricht aus meiner Brust und erreicht meine Augen; ich ziehe sie zu Schlitzen und muss lächeln. Mein Körper kribbelt. Ich spanne meine Muskeln an, merke, dass einige eingeschlafen sind. Ich atme tief ein, fülle meine Lunge; atme mehr ein, bis meine Rippen schmerzen, jetzt bist du frei, Brustkorb! Ich halte die Luft noch etwas gefangen, weil ich es kann; ich höre deutlich die Schläge meines Herzens, sie versenden Sicherheit, ich genieße sie, und deshalb lausche ich ihnen noch etwas länger. Zähle sie, drei, vier fünf; den zwölften will ich auch noch hören, die Luft kann warten. Soll warten, denn ich möchte es so. Jetzt atme ich dann, wenn ich will.

«Da sind wir wieder. Alles gut gegangen? Du lächelst ja sogar. Scheint für dich kein Problem gewesen zu sein, hm?»

«Nein», höre ich mich antworten. Nein?

Ich stehe auf, ziehe mich um und kehre zu meiner Mutter zurück. Sie mustert mich erwartungsvoll, worauf ich mit den Schultern zucke. Sie wendet sich an den Arzt, fragt ihn, ob er schon

eine Aussage machen könne. Doch der erinnert nur daran, dass dies nicht seine Aufgabe sei. Er bemüht sich sichtlich, schnell zum nächsten Patienten zurückkehren zu können. Wir erhielten dann telefonisch einen Termin, jetzt müsse er aber weiterarbeiten. Ich laufe aus dem Spital, ohne den kleinen Versuch gesehen zu haben. Er muss ihn wohl einfach vergessen haben.

-3-

lukas
ja
chani churz verbicho
äh ja klar
bin inere halb stund bi dir
okay. aber was isch überhaupt
verzells der denn
okay
isch unschön. drum wetti ja verbicho
oh
sust chöntis au schriebe
ja scho

Ich schnappe meine Regenjacke, ziehe ein Paar Schuhe an und öffne die Garagentür. Setze mich

auf den Beifahrersitz und warte, bis mein Vater folgt. In der Garage ist es dunkel. Das Dunkel ist angenehm auf der Haut. Dunkelheit ist fehlendes Licht. Für mich ist sie aber viel mehr als das. Sie verändert die Dinge, sie legt sich auf sie und gibt ihnen neue Gesichter – oder nimmt sie ihnen. Das Dunkel beruhigt mich, weil es meine Gedanken filtert. Es lenkt meinen Fokus auf das, was wirklich ist. Zum Beispiel, wie gerade die Tür aufgeht. Zuerst scheint nur das Licht aus dem Haus in einem Streifen an die gegenüberliegende Garagenwand, dann wird der Lichtkegel grösser, in einer fließenden Bewegung, dann hat mein Vater die Tür so weit geöffnet, dass ich ihn sehen kann, und wirft einen länglichen Schatten. Kommt Licht ins Dunkel, wird es hell, stellt sich etwas ins Licht, wird es dort wieder dunkel – die simplen und immer richtigen Dinge, auf die muss ich mich jetzt verlassen können.

Ich kenne den Weg auswendig. Jeden Tag benutze ich diese Strassen, um in die Schule zu gelangen. Diesmal fühlt es sich aber neu an, auf ihnen zu fahren. Weil ich mir selbst neu bin?

Zum ersten Mal fahre ich hier durch mit dem Wissen, einen Tumor in mir zu tragen. Zum ersten Mal fahre ich hier durch, mit dem Gedanken, dass ich eben nicht allein fahre, sondern einen Begleiter habe. Die Strasse kennt mich auch noch

nicht so. Genauso der Bauernhof, an dem wir gerade vorbeifahren. Die Bäume am Strassenrand wissen von nichts. Die Ameisen an ihren Stämmen, können die überhaupt Tumore haben? Bald sind wir da, ich werde etwas nervös. Wie wird er wohl reagieren? Natürlich kann ich es mir ungefähr vorstellen, er ist ja ein sehr enger Freund von mir. Nur habe ich ihn noch nie in so einer Situation gesehen, und er sich selbst auch nicht. Wir sind da, abschnallen, ich rufe dich an, wenn ich heimkommen möchte. Tschüss, ich solls gut machen. Autotür zu, um das Haus herum laufen. Der Eingang ist hinter dem Haus, darüber wundere ich mich nicht das erste Mal. Klingeln. Das Surren ertönt, ich drücke die Tür ein, sie gibt nach, der Geruch im Treppenhaus gibt mir eine Faust in den Magen. Die Stufen hoch, wievielter Stock? Nachschauen, vierter. Keuchen, oben ankommen. Da steht er, im Türrahmen, und grinst unsicher, seine Augen blicken verwirrt. Fragen sich, was das alles soll. Ich grinse zurück, aus meinen Augen blickt der Schmerz des Wissenden. Frage mich auch, was das soll, die Scheisse. Wir umarmen uns und lachen.

Die Küchenuhr tickt. Wieso nehme ich das als Erstes wahr? Zeit, die abläuft? Sie läuft genau gleich wie vor den letzten drei Stunden. Lukas füllt zwei Gläser mit Wasser und reicht mir ei-

nes. Wir sitzen am Küchentisch, in der Rechten halte ich mein Glas. Trinke es aus, ohne abzusetzen. *tick, tack*. Langsam, nur um möglichst lange in das Wasser starren zu können. Ich atme durch die Nase und höre das Geräusch im Glas. Starre durch das Glas hindurch, damit ich nirgendwo anders hinstarren muss. Ich sehe verzerrt meine linke Hand daneben auf dem Tisch liegen. Lukas wartet geduldig, ich sehe ihn nicht, aber ich spüre es. Er schweigt, er weiss, dass ich erklären muss.

«Lukas.»

«Ja?» Er dreht sich zu mir, ich hebe endlich meinen Blick aus dem Wasser.

«Weisst du noch, als ich vor etwa zwei Wochen ein MRI machen musste?»

«Hm. Ja.»

«Da haben sie einen Tumor gefunden.»

Er starrt in sein Glas, in sein Wasser.

Dann seufzt und lacht er in einem und fragt, in einem Ton, der klar macht, dass niemand eine Antwort hat: «Wieso du?»

Und: «Wie gross? Wo?»

«Gross. Um nicht zu sagen, sehr gross. Zwischen Herz und Lunge.»

Wir schweigen wieder. Wir lassen die Zeit zusammen vergehen; Küchenuhr, *tick, tack*. Nach einer langen Pause entdecke ich auf dem Tisch

Osterhasen aus Schokolade. Ich nicke in ihre Richtung.

«Die haben wir auch bei uns zu Hause.»

«Die haben alle.»

«Trotzdem lustig. Einer meiner Brüder spart sie immer so lange auf. Wir zwei anderen haben schon längst keine mehr, wenn er im Sommer Osterhasen isst.»

Sein Mund formt ein Lächeln. Er überlegt, er will etwas sagen. Ich sehe es in seinem Blick.

«Wieso muss es immer dir passieren? Knochenbrüche, Hirnerschütterungen. Knie kaputt. Und jetzt das?»

Ich lächle. *tick, tack.*

«Weiss auch nicht.» Eine bessere Antwort fällt mir nicht ein. Das ist ja genau die Frage, die ich mir auch stelle. Die aber niemand beantworten kann. Wieso ich?

«Was musst du jetzt machen?»

«Biopsie nächste Woche.»

«Aha.» Sein Vater ist Arzt.

«Und dann wissen wir, um was für einen Tumor es sich handelt. Je nachdem ist alles nur halb so wild.»

«Je nachdem, ja.»

«Hm.»

Wir verlassen die Küche und steigen die Treppe hoch. Landen in seinem Zimmer, ohne gewusst

zu haben, was wir wollten. Ich setze mich auf sein Bett, er lässt sich in den Sessel am Schreibtisch fallen und lässt die Luft laut aus seinen Lungen weichen. Ich atme schwermütig ein. Wir schauen uns an, beide bedrückt, und kommen uns lächerlich vor.

«Als müsste ich gleich sterben!», lache ich.

«Gut, dann mach mir einen Vorschlag, womit wir uns beschäftigen sollen. Wenn wir nur herumsitzen, macht das nichts besser.» Er hebt abwehrend seine Hände, grinst.

«Das weiss ich nun auch wieder nicht. Du kennst das Haus besser als ich.»

«Stimmt. Also los, gehen wir Schlagzeug spielen.»

Wir steigen die Treppe wieder herunter und betreten einen Raum, in dem ein Schlagzeug und ein Klavier stehen. Lukas setzt sich ans Schlagzeug und beginnt zu spielen. Ich höre nichts. Ich erschrecke. Der spielt auf einem Schlagzeug, ich stehe einen Meter von ihm entfernt und höre nichts? Ist das der Tumor? Angst baut sich in mir auf, entsteht direkt zwischen meinem Herz und der Lunge, und strahlt von dort aus. Mein Blick springt hin und her zwischen seinem Gesicht und den Schlagzeugschlägern in seiner Hand, mit denen er geräuschlos auf die Trommeln schlägt, meine Augen weiten sich. Mein Mund steht ei-

nen Spalt weit offen. Bis er mich sieht, sein Spiel abbricht und mich fragt, ob alles gut sei.

«Was machsch au nur für es Gsicht?»

«Scheisse, Alter. Ich sehe dich spielen, aber höre nichts. Das macht kein Geräusch. Lukas, was ist mit mir los? Das kann doch nicht sein!» Ich werde lauter, unbewusst. Die Angst hat mein Hirn erreicht, das Sprachzentrum überfallen.

Lukas lacht nur.

«Das ist ein elektronisches Schlagzeug, ich höre doch auch nichts.»

Mein Mund öffnet sich weiter. Wie bitte? Elektronisches Schlagzeug? Und jetzt erst fällt es mir auf: die Trommeln und Schellen sind mit Gummi überzogen. Ich drehe mich im Kreis, entdecke einen Hocker vor dem Klavier und setze mich auf ihn. Stütze meine Stirn in die rechte Hand, den Ellenbogen auf die Tastatur. Ich lache verwirrt, schüttle meinen Kopf. Was machst du nur, Adrian? Bekommst sofort Angst, weil ein Schlagzeug mit Gummi über den Trommeln nicht tönt. So überlebst du nicht, reiss dich zusammen.

«Okay, vergessen wir das.» Ich stehe auf und fahre fort: «Aber wenn du nichts hörst, was bringt dir das Ding dann?»

Lukas grinst, lässt seine Hand hinter dem Schlagzeug verschwinden und holt dann einen

Kopfhörer hervor. «Damit geht es besser.»

«Und das Klavier? Ist wohl auch elektronisch, oder was?»

«Ja.» Ich antworte nicht. «Die Nachbarn, weisst du. Die machen sonst Ärger.»

«Aha. Wegen Musik? Ich weiss, wie gut du Klavier spielst.»

Lukas zuckt bloss mit den Schultern. Was haben die Leute nur für Probleme?

«Gehen wir wieder hoch?»

«Von mir aus.»

Dann sitzen wir wieder in seinem Zimmer. Es ist ein Dachzimmer, weshalb die Decke über dem Bett sich schräg nach unten zieht. Dicke Holzbanken stehen aus der Holzverkleidung vor. Ihre Kanten sind mit rotem Schaumgummi gepolstert, das nun aber altersschwach ist und abblättert. Ich berühre es, streiche eine kleine Strecke auf ihm herum. Nehme die Hand wieder weg, begutachte meine Finger. Feine Schaumgummipartikel reiben zwischen ihnen.

«Wieso nimmst du das nicht weg? Das Zeug blättert doch ab und landet in deinem Bett.»

«Weiss nicht. Es ist mir wahrscheinlich egal. Kennst du das? Dass dir etwas einfach egal ist?»

«Hm.»

bis jetzt weiss es niemer anderscht

okay
bis morn
mer gseht sich

-4-

Heute kreisen meine Gedanken. Sie spulen und kommen nicht von der Stelle. Zwar kann ich mich normal konzentrieren im Unterricht und problemlos Konversationen führen - in freien Momenten aber übernehmen sie und lösen ein Kribbeln in meiner Magengegend aus. Denn heute kommt die Gewissheit, auf die ich eine lange Woche gewartet habe, und vor der ich jetzt etwas Angst habe. Ich denke sogar darüber nach, ob meine Eltern mir den Bescheid vorenhalten könnten. Dabei weiss ich genau, dass sie das nicht grundlos tun würden.

vielleicht haben sie einen grund der vielleicht gut ist weil die diagnose so schlecht ist der Krebs so aggressiv ist dass es angenehmer wäre ich würde von ihm gar nie etwas erfahren sondern bald einfach nicht mehr aufwachen ja wäre ich froh?

Ich schliesse meinen Spind und ziehe den

Schlüssel, der eigentlich klemmt, mit Routine so heraus, dass er mühelos und mit dem vertrauten Ratschen seinem Schloss entgleitet. Den Schulrucksack, der über meiner linken Schulter hängt, schwinde ich mit einer Drehung aus der Hüfte vor meinen Bauch und fahre den Reissverschluss zurück, versenke meine Hand in dem kleinen Aussenfach und lasse den Schlüssel hinfallen. Wieder zugezogen, dabei rede ich mit jenen, die im Gang an mir vorbeilaufen und sich die Zeit nehmen für den Kranken. Mir gehe es gut, ja danke, Lächeln, Schulterzucken.

Das gleichmässige Motorengeräusch des Busses macht mich schläfrig. Ich steige aus, wo ich immer aussteige. Meine Fussballen leicht über den Kies schleifend, gehe ich dem Feldweg entlang. Am Spielplatz vorbei, dort lachen sie, die Kinder; das war ich vor ein paar Jahren, als ich noch nicht wusste, was mir das Leben alles noch zeigen würde. Und was der Tod. Ein paar Minuten später kommt mein Lieblingsmoment: die wenigen Meter, in denen sich mir der Zürichsee immer mehr zeigt, bis ich die ganze Aussicht auf ihn habe. In dieser Sekunde liegt die Welt vor und unter mir, ein Bild ferner Stille und Unschuld. Ich bin etwas nervös. Den Blick auf die andere Seeseite, bei gutem Wetter sogar auf die Rigi und den Pilatus, ich kenne ihn seit über

zehn Jahren. Auch heute sieht alles so aus, wie ich es kenne.

Ich lege meine Hand an den Türgriff. Fast zögere ich, drücke die Klinke dann aber entschlossen herunter und öffne die Tür.

was wolltest du dir da gerade vormachen stell dich nicht an als wärst du in irgendeinem verdammten film.

«Hallo», rufe ich fröhlich.

«Hallo», kommt es zurück. Fröhlich? Sofort versuche ich, den Tonfall meiner Mutter zu deuten. Ich komme zu keinem Ergebnis. Die Schuhe ins Regal stellen, die Jacke in der Garderobe aufhängen, Hände waschen, alles wie immer. Ich merke, dass ich mir dabei Zeit nehme. Ich bewege mich langsam und vorsichtig. Versuche ich, Zeit zu schinden? Ich muss mich jetzt zusammenreißen. Ich gehe in die Küche, denn von dort hat mir meine Mutter auf die Begrüßung geantwortet. Sie steht am Geschirrspüler und räumt sauberes Besteck in die Küchenschubladen. Ich stelle mich neben sie und warte.

«Es ist Krebs», beginnt sie nach einer Weile. Sie schaut mir mit einem schwer zu ertragenden Blick in die Augen.

«Mhm», antworte ich vorsichtig, und beobach-

te sie. Ich bin vorbereitet gewesen.

«Aber du hast sozusagen Glück im Unglück. Die Ärztin, die mich angerufen hat, sagte, wenn sie sich einen Krebs aussuchen könne, würde sie diesen wählen.»

Unsinn.

«Und was müssen wir jetzt machen?», füge ich hinzu, nachdem es eine Weile still war.

«Chemo.»

«Mhm.»

Wir setzen uns an den Esstisch. Ich entdecke einen Stapel ausgedruckter Dossiers. Ich schaue hinein: Informationsblätter vom Kinderspital für neu diagnostizierte Patienten.

«Viel entscheiden musst du nicht. Nur am Anfang, also jetzt, musst du wissen, ob du den Katheter am Arm oder einen an der Brust möchtest. Eine Art Ventil, ein Zugang. Damit können sie Blut nehmen oder Infusionen geben, damit sie dir nicht jedes Mal in den Arm stechen müssen. Der Rest ist vorgegeben, wir können nachher den Therapieplan genauer studieren.»

Sie blättert und zeigt mir eine Abbildung, auf der schematisch die Option an der Brust dargestellt ist.

«Port-a-Cath heisst das. Das würde aber einen kleinen Eingriff bedeuten. Dafür wärst du nachher uneingeschränkt; ein Katheter am Arm wäre

erstens mühsamer im Alltag, vor allem beim Sport, und zweitens viel besser sichtbar.»

Ich schweige.

Und antworte: «Dann schon das an der Brust, oder? Die Operation ist ja eine kleine und simple.»

«Klar, aber ein Risiko gibt es immer.»

Ich nicke.

Es ist still. Ich knete meine Lippen, schaue im Wohnzimmer hin und her, in unserem Wohnzimmer, als wäre ich zum ersten Mal hier.

«Und wann beginnen sie?»

«Nächste Woche.»

«Aber wann?»

«Die Port-Operation wäre am Mittwoch, erste Chemo am Donnerstag, heute ist Freitag.»

«Sechs Tage.»

-5-

scheisse der zug fährt bald gerade war noch sechs nach also geht er in neun minuten ganz ruhig du schaffst das nur wenn du hetzt brauchst du zu lange da die treppe runter zwei auf einmal wie zuhause da kenn ich die stufen auswendig und hier so langsam auch aber was solls jetzt

muss ich doch schauen dass ich überlebe hier an der mensa vorbei wo sie anstehen sie ist vollgestopft wieso gebt ihr euch das lasst euch doch die zeit die ihr alle habt da der gelbe gang rechts die tür zur toilette hoffentlich ist niemand drin und glotzt dumm wo habe ich jetzt das pflaster hingetan scheisse das hättest du doch im gehen suchen können die zeit läuft aber egal jetzt musst du dich zusammenreißen kleb das ding schön auf sonst drückt die betäubende flüssigkeit nachher raus und macht flecken auf dein t-shirt dann schauen sie auch im zug dumm folie ab und in den abfall damit nur ruhig. ausschnitt mit zwei fingern der linken hand ausweiten. port-a-cath freilegen. auf genügend abstand zum stoff des shirts achten. in den spiegel schauen. schau rein! schau genau. langsam die rechte hand zur linken brust, dem port nähern. korrekte seite des pflasters zur haut. soll entscheidend sein, ha. und jetzt kommt der schwierigste teil wie früher beim basteln etwas rundes mit einem flachen papier überdecken eigentlich nicht möglich ohne knitter oder einschneiden aber einschneiden kann ich jetzt nicht also schau dass die knitter an der richtigen stelle entstehen wenn es ja nicht ohne geht dann wenigstens so wie ich will denn durch die knitter kann die flüssigkeit kommen also sollen sie oben sein dann läuft das zeug nur durch

druck aus aber nicht einfach so konzentrier dich jetzt wieder. untere seite zuerst andrücken, so ist gegen unten abgeschlossen. dann rechte und linke seite mit der jeweiligen hand greifen. durch zusammendrücken die obere kante knicken, rechts und links andrücken. obere seite mit dem falt andrücken. beine in die hand nehmen und abhauen verdammt das hat viel zu lange gedauert tür auf grosse schritte sturer blick ich weiss was ich will was haben wir für zeit ach ging doch schneller als gedacht spannung loslassen atme du schaffst das.

Tatsächlich habe ich noch genug Zeit. Von der Schultoilette zum Bahnhof brauche ich entspannten Schrittes etwa vier Minuten, der Zug fährt in sechs. Ich zücke mein Portemonnaie im Gehen und suche das Anschlussticket, das ich abstempeln muss – denn die Zonen bis und mit Zürich sind nicht in meinem Streckenabonnement für den Schulweg enthalten. Ich erreiche den Bahnhof mühelos, der Zug ist noch nicht einmal da. Ich lächle. Steige ein und finde sogar ein freies Abteil. Ich setze mich und atme aus. Schliesse meine Augen und nehme sofort die weiche Rückenlehne an meiner Wirbelsäule wahr. Freue mich auf die zwanzig Minuten Zugfahrt, weil ich weiss, dass ich danach nicht mehr viel zu ge-

niessen habe. Jetzt koste ich die Freiheit aus, so zu sitzen, wie es mir beliebt, denn keine Schläuche stören mich hier im Zug. Jetzt gehe ich gedanklich an jeden Ort meines Körpers, von unten bis oben; beginne mit den Zehen, die ich jetzt spüren kann, die nicht kribbeln, fahre weiter mit meinen Oberschenkeln, die jetzt genug Kraft haben, mich zu tragen, erreiche mein Becken, es verkrampft jetzt nicht; dann mein Magen, der jetzt alles behält, was in ihm ist; der Rücken, er quält mich jetzt nicht mit Schmerzen, die ohne Vorwarnung auftauchen und tagelang bleiben können; mache weiter mit meinem Nacken, ich geniesse, wie locker er jetzt ist; und gehe dann über die Ellenbogen bis in die Fingerspitzen, die sich jetzt nicht taub anfühlen, mit denen es jetzt eine Freude ist, Dinge zu erfühlen. Der Krebskranke befühlt wahllos Dinge, nur um der Gewissheit willen, etwas spüren zu können.

In Zürich Stadelhofen steige ich aus dem Zug und erwische gerade noch den Achter Richtung Klusplatz, fahre bis zum Römerhof und laufe von dort ins Kinderspital. Auf dem Weg muss ich quer über den Pausenhof eines Mittelstufenschulhauses gehen. Es wimmelt von Kindern jeder Grösse, Gestalt und Lautstärke. Ich verlangsame, um mir einen Überblick verschaffen zu können: die meisten scheinen sich in der Mitte

zu befinden, wo gerade verbissen ein Fussballmatch ausgetragen wird. Das Spiel versendet eine geballte Ladung Energie in alle Richtungen und trifft mich damit. Ich kann nur stehen bleiben, zuschauen, mitten auf dem Platz, und lächeln; denn die Augen der Kinder glänzen – auch die derer, die den Ball verloren haben oder stürzen. Sie bemerken mich nicht.

stopp adrian die bemerken dich schon nicht aber sie sind auch nicht die einzigen kinder auf dem platz schau mal hinter dich da spielen sie eigentlich himmel und hölle drei mädchen aber sie mustern dich fragend und etwas ängstlich und unter dem baum dort der einsame junge der sich nicht mit den anderen im fussballspiel messen will dessen augen aber genauso glänzen weil er mit dünnen ästen und laub und steinen ein häuschen baut so frei seinen impulsen folgend ohne bg-profil ohne wissen zu wollen was kunst denn sei und was nicht verdammt die aufseherin schaut langsam komisch die wissen nicht dass du Krebs hast und deshalb manchmal dinge tust die die welt seltsam findet oder sogar beängstigend wie diese lehrerin weil du zu nahe an den Mädchen stehst lauf jetzt endlich weiter.

Ich überquere hastig den Pausenhof, grüsse die

Dame und nicke freundlich. Laufe weiter, direkt in die Abteilung Onkologie des Kinderspital Zürich.

-6-

Ich streiche sanft mit meinen Fingerkuppen über die Decke. Ich höre das Geräusch, das sich hartnäckig in meinem Ohr festsetzt, auch nachdem ich den Stoff in Ruhe gelassen habe. Im Zimmer ist es still, zum Glück. Es könnte auch wieder ein Schreihals mit Leukämie im Bett nebenan liegen und erzürnt sein Spielzeug auf den Boden schmeissen. Das war anstrengend, weil ich mich so nicht auf meine eigenen Probleme konzentrieren konnte – vor allem aber, weil einem der Kleine leidtun musste. Denn er konnte nichts dafür, für überhaupt nichts konnte er irgendetwas. Er war einfach ein Opfer des Zufalls gewesen.

bin ich das auch habe ich auch einfach pech oder habe ich etwas falsch gemacht lebte ich falsch bis jetzt wohl kaum ich habe immer so viel sport gemacht und auf meine ernährung haben meine eltern immer geachtet und sie haben

nie geraucht oder gesoffen ausser mein grossvater der schon aber daran kann es wohl nicht liegen oder?

Mein Vater sitzt in der Ecke neben dem Fenster an einem kleinen Tischchen und hat eine Zeitung aufgeblättert. Sein Kopf ist vornübergebeugt, die Arme hat er auf dem Papier verschränkt. Auf der Nase sitzt seine Lesebrille. Er schläft.

schlafen würde ich jetzt auch gerne das ist unfair aber stopp wem sag ich das alles ist doch irgendwie unfair und zwar von anfang an noch bevor man überhaupt geboren wird was kannst du schon dafür wer deine eltern sind oder dafür dass du nicht im körper eines anderen babys steckst das gerade im gleichen moment zur welt kommt sondern du genau in dir bist das ist doch ein unglaublicher zufall und du hast ja schon wenn du noch ein embryo bist andere verdrängt sonst wärst nämlich nicht du in der eizelle gelandet nichts ist gleich für niemanden wir träumen von gleichheit für alle was unmöglich ist wir beauftragen politiker die auch schon im embryo unfair zu anderen waren damit sie uns unsere träume vortragen sie stünden dafür ein dass sie erreicht würden und wenn uns das noch nicht befriedigt können wir spenden gegen Kinderkrebs.

Ich versuche zu lächeln, aber es geht nur schief und traurig. Ich komme mir dabei blöd vor und schüttele meinen Kopf. Und ich töne so zynisch. Ich müsste mich doch daran freuen, dass es Leute gibt, die spenden? Aber so komme ich mir noch trauriger vor, hilfsbedürftig. Jetzt bist du einer der Kranken, die ihre Hoffnung zusammensuchen müssen. Einer, für den man spenden kann. Hockst in einem Spitalzimmer und hoffst darauf, dass Unbekannte inmitten ihres Geschäftsstresses ein paar Franken für die lieben Krebskinder unserer Stadt vorig haben. Dabei rede ich mir immer ein, meine Situation selbst im Griff zu haben. Hat überhaupt irgendjemand irgendetwas im Griff?

Nein, und das weiss ich; tief in einer Ecke meines Bewusstseins ruht diese Erkenntnis, die ich schon bald nach meiner Diagnose gewonnen habe. Unverrückbar liegt sie da, ein silbern glänzender Klotz schwer wie Gusseisen, mit Ketten umwickelt, verankert mit Nieten so dick wie mein Unterarm. Sie sitzt in meinem Hirn fest und beeinflusst mich. Es ist eine Wahrheit, derer ich mir bewusst bin. Aber es gibt mir ein besseres Gefühl, sie zu überspielen, mir selbst einzureden, dass ich erst dann sterbe, wenn ich es will. Es fühlt sich besser an, sich selbst zu überlisten.

Doch sobald ich meine eigene List durchschaue, versinke ich in einem Strudel noch grösserer Hoffnungslosigkeit; mich selbst über Kontrolle zu belügen, zeugt von einem umso grösseren Kontrollverlust, nicht wahr, Adrian?

Ein Klopfen an der Tür schleudert mich aus meinen Gedanken. Ich zucke innerlich zusammen, während ich mich sorgfältig im Bett aufrichte und einen wachen Blick aufsetze. Schon geht die Tür auf und eine Krankenschwester betritt das Zimmer. Mein Vater erwacht, versorgt seine Brille und bündelt die losen Zeitungsblätter zurecht.

«Sooo», flötet sie, «ich muss kurz kontrollieren kommen.»

«Ja.»

Sie bewegt sich leicht und schnell. Voller Leben.

«Wie fühlst du dich?», fragt sie mit einem Lächeln.

«Gut, eigentlich», gebe ich zur Antwort. Eigentlich scheisse.

«Übelkeit?»

«Nein.»

«Schmerzen?»

«Wie immer.»

Sie nimmt das Messgerät für den Puls vom In-

fusionsständer, eine kleine weisse Klammer, die innen rot leuchtet. Sie steckt sie mir an den linken Zeigefinger. Wartet, notiert den Puls.

«Und jetzt müsste ich noch deinen Blutdruck messen, okay?» Sie macht eine entschuldigende Miene. Glaubt, dass mir das etwas ausmacht, weil offenbar viele Patienten die Blutdruckmanschette nicht mögen.

komm schon wenn das ein problem wäre würde ich nicht mehr leben oder nicht mehr lange denn die paar sekunden druck in der manschette sind gar nichts wär mir das zu viel könnte ich keine chemo durchziehen und nicht all die mühsamen MRIs aushalten nur schon eine infusion legen ist schlimmer wenn die krankenschwester wieder einmal fünf anläufe braucht und es dann immer noch nicht schafft schuldbewusst lächelt sich entschuldigt und jemand anderen holt diese blutdruckmaschine kann ja nicht einmal danebenstechen da weiss der patient dass es bei ein paar sekunden bleibt wie könnte das ein problem sein gerade wenn gewissheit das ist was du dir am meisten wünschst?

«Ja», antworte ich nur.

Sie legt mir die Manschette um den Arm und drückt einen Knopf. Die Maschine piepst. Dann

beginnt sie, langsam den Hohlraum in der Manschette aufzublasen. Der Druck auf meine Blutgefäße steigt an. An einem Punkt fühlt sich die Manschette, eng angedrückt, gut an auf der Haut. Dann übersteigt sie den Bereich des Angenehmen und klemmt das Blut ab. Dadurch kann ich meinen Puls spüren. Ich fühle das Pumpen meines Herzens direkt an meinem Arm – was eigentlich sehr spannend ist. Dann erreicht der Druck seinen Höhepunkt, hält ihn ein paar Pulsschläge lang und lässt nach. Zischend fließt die Luft zurück in die Maschine. Die Manschette sinkt in sich zusammen wie ein Strandspielzeug, das an etwas Spitziges gelangt ist. Schlaff hängt sie an meinem Arm, klebt an der Haut. Die Krankenschwester notiert wieder die angezeigten Werte und nickt zufrieden.

«Gut, das wärs schon wieder gewesen.»

«Perfekt.»

«Dann komme ich wieder, etwa in einer Stunde.»

«Mhm. Danke.»

Sie lächelt und dreht sich zur Tür. Öffnet sie und verschwindet im Gang. Unfair.

Ich möchte mich doch nur in das betäubende Tuch des Schlafs wickeln. Ich will endlich einschlafen. Aber ich merke, dass mir dieser Wunsch nicht so schnell erfüllt sein wird. Ich spüre den Schweiss aus den Poren meiner Haut dringen. Ich konzentriere mich darauf, mich möglichst kühl zu fühlen, möchte mich austricksen, damit der Schweiss in mir bleibt und ich aus mir herauskomme.

wieso schwitz ich jetzt so fest nachtschweiss ist doch eines dieser betasyptome also zeichen eines schweren krankheitsverlaufs verdammt das darf nicht wahr sein aber das ist es wohl du willst es dir nur nicht eingestehen adrian berühr mal das laken es ist wie gebadet so feucht und du bist noch nicht einmal eingeschlafen und schau mal worauf du deinen kopf legst das ist kein kissen denn das wäre schade sondern da liegt extra ein badetuch das du so gefaltet hast dass es deinem normalen kissen gleichkommt und schau mal die decke an mit der du dich zudeckst das ist nicht deine decke denn das wäre schade sondern eine alte strickdecke die erstens so dünn ist dass du nicht noch mehr schwitzt und zweitens gut waschbar sieh es ist nachtschweiss statt dich

selbst auszutricksen solltest du dem problem lieber in die augen schauen dich mit der angst konfrontieren du sollst die frage lieber beantworten die dich wach hält.

Nützt die Chemotherapie überhaupt? Wirkt sie, wie sie soll? Weshalb entwickle ich dann Symptome, die ich vor einigen Wochen und vor der Behandlung noch nicht hatte? Wenn der Schweiß vom Krebs kommt, hiesse das, dass die Chemo nicht anschlägt. Und davor habe ich Angst. Aber es gibt noch eine zweite Möglichkeit, die zwar nichts angenehmer machen würde, mich aber meiner Situation wesentlich entspannter gegenüber treten liesse. Nämlich, wenn der Schweiß von der Chemotherapie ausgelöst würde. Oder vom Kortison, das ich obendrauf auch noch hochdosiert nehmen muss. Und für letzteres hege ich heimlich eine kleine Hoffnung, denn als ich vor meiner Diagnose wegen Verdachts auf einen Virus schon Kortison schluckte, schwitzte ich ebenfalls während einiger Nächte. Das weiss ich noch genau, denn damals brachte ich es eindeutig mit dem Kortison in Verbindung. Deshalb beruhige ich mich nun damit. Aber es funktioniert nicht. Die Angst überwiegt. Ich sinke in einen traumlosen Schlaf.

Wieso kämpfe ich immer in mir?

Ich erwache und kann mich nicht bewegen. Der Schmerz schleudert mich aus einem traumlosen Schlaf. Im Bruchteil einer Sekunde bin ich hellwach. Der Schmerz weckt mich so schnell, dass ich den Moment seines Einsetzens noch mitbekomme. Ich habe nicht einmal Zeit zu erschrecken. Der Schmerz ist etwas Neues. Alle meine Sinne konzentrieren sich auf ihn. Wie fühlt er sich an? Wie wenn jeder Muskel in meinem Körper an jedem anderen Muskel reisst, den er finden kann. Wie ein Spinnennetz aus sich verkrampfenden Muskelfasern. Ein Spinnennetz, das mich gefangen hält und aus dem ich mich nicht selbst befreien kann. Ein Spinnennetz, in das ich mich nur noch fester verwickle, wenn ich mich bewege. Der Krampf ist zu stark. Starr liege ich in meinem Bett, aber keineswegs in einer normalen Körperstellung. Mein Rücken ist durchgebogen, um meinen Kopf möglichst hoch anheben zu können, an die Luft; und meine Arme und Beine fliehen in alle vier Himmelsrichtungen. Ich atme nicht. Mein Gehirn war im Überlebensmodus, wie ich im Nachhinein realisiere. Es blendete alles andere aus, nur den Schmerz und direkt damit verbundene Faktoren untersuchte es. Versuchte zu verstehen, woher

er kam. Und weshalb, vor allem. Denn Krämpfe hatte ich nie wirklich gehabt, höchstens mal im Arm oder in der Wade während eines sehr intensiven Trainings. Aber einen Krampf, der meinen ganzen Körper einnimmt und einen Zustand in ihm auslöst, in dem mein Hirn nicht mehr normal funktioniert? So etwas kenne ich nicht. Und das beunruhigt mich. Und die Angst wird dadurch nicht erträglicher, dass es mitten in der Nacht ist und alle schlafen im Haus, niemand meine Not bemerken kann und ich kaum mehr atme. Ich falle in Panik. Aber ich kann nicht schreien. Ich kann nur abwarten, doch meine Muskeln fühlen sich an, als würden sie sich immer fester zusammenziehen. Oder bilde ich mir das nur ein? Geht das überhaupt noch schlimmer? Reissen diese Fasern irgendwann? Meine Zimmertür geht auf. Sie geht auf! Meine Mutter kommt herein, mit dem besorgten Blick jeder Mutter, die aufwacht und merkt, dass ihr Kind geschrien hat. Ich muss also tatsächlich geschrien haben, anders kann ich mir ihr Eintreten und die Angst in ihren Augen nicht erklären. Aber wann? Ich merkte es nicht einmal.

«Was ist?» Sie schaut mich an. Ich antworte nicht, ich kann nicht antworten. Meine hervorgetretenen Augäpfel und das Würgen in meinem Hals müssen sie auf eine Vermutung gebracht

haben.

«Hast du einen Krampf?» Ich kann nicht einmal nicken. Sie seufzt beängstigt, tritt näher ans Bett und beugt sich zu mir hinunter.

«Atme, Adrian, du musst atmen.» Wieder eine Pause. Hilflos streicht sie mir über den Rücken.

«Versuche, dich ganz bewusst zu entspannen. Deine Muskeln locker lassen. Sie sollen merken, dass sie keinen Grund haben, sich so zusammenzuziehen.»

Ich versuche es. Tatsächlich hilft es nur wenig, aber dann höre ich mich plötzlich laut ausatmen.

«So ist gut. Nur ruhig.»

Ich bin auf dem richtigen Weg. Ich falle nach und nach in einen Kreislauf: Je mehr Muskelfasern sich lockern, desto entspannter fühle ich mich. Und dadurch hören wieder mehr auf, sich sinnlos zu verkrampfen. Ich bin gerettet.

«Besser?» Ich nicke. Endlich. Und schlafe wieder ein.

Langsam wache ich auf. Zuerst merke ich es gar nicht. Ich nehme meine Umwelt schwach wahr, und ich glaube immer noch, dass ich träume. Stück für Stück gewinnt der Tag an Schärfe, die Nacht versinkt tief in meinem Gehirn in der Vergangenheit. Ich liebe es, so sanft aufzuwachen. Die Sonne scheint mir in die Augen. Sie strahlt angenehme Wärme auf meine Backen. Ich lächle zufrieden und blinzle. Was für eine Ironie. Die Nacht war die reinste Hölle, und jetzt fühle ich mich besser als je zuvor in den letzten Wochen. Dann setze ich mich hin und warte einen Augenblick, um Zeit zu gewinnen. Ich möchte, dass nicht alles so schnell geht. Atme. Dann stehe ich auf. Ich gehe zum Fenster, ziehe den Vorhang zurück und lasse die frische Morgenluft in mein Zimmer. Ich höre ein paar Vögel zwitschern, genau so, wie sie immer zwitschern. Eigentümlich, finde ich. Das Zwitschern der Vögel ist überall anders. Und vor meinem Fenster tönt es immer gleich. Aber kann das sein? Dazu müssten ja immer die gleichen Vögel auf den immer gleichen Zweigen sitzen und immer gleich aufeinander abgestimmt sein, so dass keiner früher oder später oder lauter oder leiser oder schneller oder langsamer pfeift als sonst. Es

muss also an mir liegen. Ist das nicht schön? Ich fühle mich glücklich.

Aus dem Zimmer, in den Gang, sind die anderen schon wach? Ich stehe vor dem Spiegel und schaue mir in die Augen. Hm. Wechsle dann das Badezimmer, in das mit der Dusche, ziehe mich aus und nehme die Brause in die Hand. Ich halte kurz inne, um meine Augen zu schliessen und zu lächeln. Öffne sie dann entspannt wieder, um den Hahn zu öffnen. Ganz nach rechts und ganz aufdrehen; wenn ich kalt dusche, lebe ich.

Der Wasserstrahl schwemmt allen Schweiß von meinem Körper. Das Kortison. Und kalt heisst fehlende Wärme. Anders als warmes Wasser, das mich aufweicht und ermüdet, lässt kaltes Wasser mein Herz schneller schlagen, meine Augen klarer sehen und mein Hirn schärfer denken. Es fühlt sich hart an auf meiner Haut und es weckt mich. Der Wasserstrahl wäscht auch alle Ungewissheit ab, die sich in mir angesammelt hat. Ich beginne zu singen. Ich stieg dreckig und abgekämpft in die Dusche, blieb drinnen sogar noch stehen und grinste bitter vor mich hin. Versuchte, mich selbst auszutricksen. Und ich steige frisch und ohne Zweifel, stolz und sauber aus der Dusche heraus, um einen neuen sonnigen Tag gegen den Krebs anzutreten. Ein genialer Zug.

Es wird hell in meinem Zimmer, meine Mutter hat die Tür geöffnet. Ich höre ihre Schritte, als sie den Raum durchquert, um die Vorhänge an meinem Fenster zurückzuziehen. Daraufhin wird es nicht noch heller – denn draussen ist es dunkel. Ich hasse es, so aufzustehen. Es fühlt sich an, als verhielte ich mich komplett gegen unseren Biorhythmus: Der Mensch erwacht nämlich dann, wenn die Sonne aufgeht, und legt sich zu der Zeit nieder, wenn ihn die Dunkelheit in seiner Höhle an der Arbeit hindert.

hör auf adrian du hast krebs und stehst jetzt auf damit du dich in einem hochspezialisierten forschungsinstitut zur bestrahlung mit protonen aus einem riesigen teilchenbeschleuniger hinlegen kannst damit du verdammt dein klassisch-nodulär sklerosierendes hodgkin-lymphom loswirst.

Mit Mühe mache ich meine Augen auf, schlaege die Bettdecke zurück und atme schwer. Dann steige ich aus dem Bett, ziehe mich langsam an und stolpere die Treppe hinunter. Schleppend setze ich mich an den Esstisch, müde. Ich lege gleich meinen Kopf in die Beuge des rechten Armes, ruhe mich aus, ich habe eine kleine Hoff-

nung, dass ich noch träume.

Dann höre ich meine Mutter kommen, strecke meinen Rücken durch und setze ein waches Gesicht auf. Wir beginnen zu essen, aber wir haben nicht viel Zeit. Wie jeden Morgen kommen wir doch in einen Stress, sodass ich mir die Schuhe im Auto binde und die Jacke vergessen in der Garderobe hängen bleibt. Wir fahren an den Bahnhof, sie lässt mich aussteigen und wünscht mir einen schönen Tag, «mach`s gut», und winkt und lächelt. Ich winke zurück und drehe mich, höre sie in meinem Rücken davonfahren. Der Zug kommt in zwei Minuten, ich schaue mich um, der Bahnhof ist fast leer, dann ist der Zug da, auch er nur spärlich besetzt. Die Welt nimmt erst den in einer halben Stunde.

Am Hauptbahnhof steige ich aus und begeben mich in die hohe Abfahrtshalle, in der die Intercitys und Interregios fahren. Jetzt muss ich warten, 17 Minuten, und beginne, meine vergessene Jacke zu vermissen. Es ist kalt und ich einsam.

Zwischen Zürich und Baden packe ich meinen Laptop aus. Ich versuche, ein Mindmap unseres Physikthemas zu erstellen. Nicht, dass es mich interessierte. Ich fühle mich auch nicht von der Schule gezwungen, alles mitzuarbeiten. Aber es lenkt mich ab – und vor allem gibt es mir das Gefühl, etwas im Griff zu haben. Die Illusion,

ein normaler Jugendlicher zu sein, der höchstens Schulstress kennt, vom Leben verschont.

ist das wieder ein versuch, dir kontrolle vorzuspielen?

In Brugg steige ich um und in ein Postauto. In diesem Postauto sitzen fast nur Mitarbeiter des Paul-Scherrer-Institut, ich höre viel Englisch, sie sprechen über ihre Arbeit. Einige tragen einen Ausweis, ein Kärtchen in der Grösse einer Kreditkarte, angesteckt an die Brusttasche ihrer Hemden. Andere erkenne ich auch ohne Ausweis als Physiker. Ich fühle mich merkwürdig, etwas fehl am Platz. Wenigstens für ein paar Wochen bin ich genauso regelmässig an ihrem Arbeitsplatz wie sie. Aber nicht aus dem gleichen Grund. Ich gehöre zu denen, die von ihrer Arbeit leben. Sie wissen nicht, dass ich eigentlich am Zürichsee wohne und jeden Tag unter der Woche anderthalb Stunden hierhin und wieder anderthalb Stunden zurückfahre. Sie wissen nicht, was ich gerade über sie denke. Ist es Eifersucht? Eifersucht darauf, ohne Angst in diesem Bus fahren zu können? Habe ich Bewunderung dafür, dass sie hier arbeiten dürfen? Bin ich neidisch auf sie, weil sie überhaupt ein arbeitsfähiges Alter erreicht haben? Dass ihr Leben einen Anfang

hatte, von dem aus sie etwas aufbauen konnten?

hör auf so zu denken adrian du fühlst dich doch gut und nur weil du Krebs hast glaubst du es müsse dir auch schlecht gehen wie dumm ist es dir so etwas einzureden.

Das Postauto hält: PSI-West, ich muss aussteigen. Es sind fünf Meter, die ich und die Angestellten gehen müssen. Dennoch bleibt einer vor mir stehen, hält sich die linke Hand schützend vor den Mund und äugt kritisch auf die Zigarette, die lose im Winkel zwischen seinen Lippen steckt. Ein Klicken ertönt, erleichtert zieht er daran. Er läuft weiter, atmet aus und lässt mich durch eine Rauchwolke gehen, als wollte er sicherstellen, dass ich noch einige Male mehr zur Behandlung kommen muss. Wir bewegen uns zu der mit einer Schranke versperrten Einfahrt. Links neben der Schranke steht ein kleines Containerhäuschen, in dem sich eine Securityfirma eingerichtet hat. Rechts zwei Drehkreuze. Ich halte meine Patientenkarte an den Scanner, ein Piepston ertönt, das Kreuz dreht sich. Ich schreite durch und fühle mich wichtig.

Ich gehe der Strasse innerhalb des Geländes entlang, es sind kaum drei Minuten, aber ich möchte sie geniessen. Ich kann nach rechts

laufen, wenn ich möchte, um mir vorzustellen, ich sei frei. Bald darf ich mich keinen Millimeter mehr bewegen, sonst schießen sie daneben. Wie jedes Mal, wenn ich an diesen Anlagen vorbeikomme, frage ich mich, was darin erforscht werden könnte. Ist es etwas, das mir vielleicht schon geholfen hat in meinem Leben, ohne dass ich davon weiss? Wäre es mir ohne die Arbeit, die gleich hinter dieser Wand geleistet wird, gar nicht möglich gewesen, so lange zu überleben? Weshalb habe ich überhaupt das Glück, behandelt zu werden?

dafür ist jetzt der falsche zeitpunkt adrian stell die gedanken zurück und konzentrier dich.

-11-

Ich sitze in meinem Liegestuhl und lese ein Buch. Vertieft und verschont, als ich mich plötzlich nicht mehr konzentrieren kann. Angst sammelt sich, die vorher in meinem Bauch lag, und dringt in mein Bewusstsein. Ich lese die Worte nicht, die ich sehe. Meine Gedanken rutschen aus der Welt des Buches, fallen kreiselnd und landen unsanft in meinem Leben. Ich seufze,

mit der Gemütlichkeit ist es vorbei. Langsam bücke ich mich, um das Lesezeichen greifen zu können, ein abgerissenes Stück Notizpapier. Sorgfältig klemme ich es dicht an die Innenseite der Bindung. Ich lege das Buch neben den Liegestuhl auf den Steinboden der Terrasse, lehne mich wieder zurück und schliesse meine Augen.

ist das alles nur irgendwie ein test den alle menschen einmal haben und bei mir kommt er als Krebs ist dieser test bei jedem etwas anderes etwas im leben das wir überstehen müssen und das unsere entwicklung beeinflusst würde das aber heissen dass ich mich nur richtig verhalten muss um zu bestehen dass ich nur richtig damit umgehen muss um zu überleben aber was ist denn die richtige art was heisst richtig merke ich das einfach beim nächsten MRI ob ich auf dem richtigen weg bin indem der tumor dann einfach entweder grösser oder kleiner geworden ist und wie machen das die leute deren test nicht irgendein Krebs ist von dem man einfach eine aufnahme machen kann um zu sehen wie man sich gerade so schlägt?

und wenn der Krebs doch mich schlägt?

dann kannst du nicht ausweichen du stirbst adrian du wirst erlöst sein für dich ist das kein problem wenn du einmal tot bist hast du keine

schmerzen mehr keine sorgen du musst nicht mehr darüber nachdenken ob du überlebst oder nicht den test hat dann deine familie den schlimmsten den es gibt gut bist du es der sterben muss und nicht stefan oder silvan oder papa oder mama schau nur was für ein glück du hast ist das fair da kannst du dich fragen ob es gerechtfertigt ist dass du deswegen einen auf hoffnungslos machst in deinem liegestuhl ha aber warte erst einmal ab wie der tod wird vielleicht bringt er schmerzen solche wie du sie noch nie gespürt hast wie werden sie sich anfühlen traurig wird es das herz sein das einfach zu schlagen aufhört oder ist es die lunge die nicht mehr atmet werde ich ersticken sind es innere blutungen die mich erlösen aber spürt man die nein adrian der grosse tumor liegt zwischen herz und lunge es werden also diese zwei organe sein die ihm zuerst erliegen hauptsache es nimmt nicht dich und deinen stolz zuerst den du hart erlangtest trotz deines kahlen spiegelbildes nicht dieses gefühl von selbstwert eines kranken dessen haar ihn verlassen hat um ihm zu zeigen dass es ernst ist diese achtung vor dir selbst darf nicht sterben denn sonst enthält dein sarg nichts mehr als knochen es wird schwer und das weisst du wenn du der krankenschwester in die augen sehen musst ihr versichern willst deine lippen zittern dass du

*eigentlich gar nicht so krank seist kalte hände
sie wiegen schwer auf der schweissigen decke
du liegst erst noch wochenlang im spitalbett ster-
ben wann endlich und kannst nichts mehr selber
kraftlos sodass die dir dort dein essen füttern
und dir auf die toilette helfen müssen müde bis
du so schwach bist stöhnst dass gar nichts mehr
geht und deine familie steht an der bettkante sie
muss dich sehen wie du tot bist und darauf war-
test dass dein körper aufgibt und wenn es endlich
vorüber ist was machen die mit der leiche eines
fünfzehnjährigen decken die dich dann zu und
karren dich mitsamt spitalbett in die garage wo
ein leichenwagen wartet wie siehst du wohl aus
hast du die augen zu schwitzt du oder bist du ma-
ger sehnig und die knochen kann man sehen und
falls die augen offen sind können dann mama
und papa den schmerz in ihnen erkennen sehen
sie die letzte zuckung des herzens im spiegel dei-
ner pupillen oder sind sie milchig trübe weil der
tod doch schön und weich war?*

Ich stehe auf und atme erschöpft aus. Ich gehe in die Küche, öffne den Kühlschrank und greife nach der Milch und einer Banane. Ich schäle die Frucht, lasse sie in einen Massbecher fallen, fülle ihn mit Milch auf und stecke das Kabel des Pürierstabs in die Steckdose. Mit dem Ba-

nanenshake in der Hand gehe ich zurück zum Liegestuhl und trinke mit geschlossenen Augen.

beruhige dich.

Das gehört dazu, Adrian. Du musst diese Gedanken haben, sonst wäre dir deine Situation nicht bewusst. Sonst wärst du ignorant. Naiv. Stell sie dir vor, diese Gedanken, als Bündel in deinen Händen, halte sie hoch und spüre ihr Gewicht. Jetzt überlegst du dir, wo in deinem Bewusstsein sie ihren Platz haben. «Nirgend» ist die falsche Antwort, das weißt du. Dich abzulenken oder sie zu ignorieren, dir einzureden, es gäbe sie nicht, wäre ebenfalls falsch. Stell sie dort hin, wo du sie haben willst. Es kommt nicht darauf an, wo das ist, es kommt auch nicht darauf an, ob sie von dort erneut in deine Gedanken dringen können. Es geht nur darum, dass du die Kontrolle hast, dass du weißt, wohin du sie versorgst, und dass du ihnen jederzeit wieder zeigen kannst, wo sie hingehören. Es geht darum, dass du sie als Teil von dir akzeptierst, der Einfluss auf dich hat. Es geht darum, dass du sie einberechnest, ihren Wert erkennst, und sie benutzen kannst. Dass du aus ihnen lernst.

Die schwere Zimmertür schluckt das Geräusch meiner Fingerknöchel, als ich klopfe. Sanft, zweimal schnell, dann ein drittes Mal, etwas verloren. Ich schwinge die Tür langsam auf und trete bedächtig ein. Dort sitzt er, aufrecht im Bett, die Matratze mit der kleinen Steuerung hochgefahren. Die Turnschuhe am Boden, sorgfältig neben dem Bett platziert. Er sieht mich, er erkennt mich, versteht und lächelt traurig. Ich beginne, ohne Begrüssung, ich weiss, dass das eine Beleidigung gewesen wäre.

«Das hier. Das, was du gerade durchmachst. Was du erlebst. Dieser Moment, die Energie im Raum, wie du dich fühlst, dein Leiden, alles an dieser Krankheit. Es wird dich nicht loslassen. Heute zählst du. Die Medikationen, die du schon bekommen hast, die, die noch vor dir stehen. Aber danach, Adrian, beginnt das Leben wieder. Dann musst du aufwachen. Dieser Krebs nimmt dir nicht dein Leben, auch nicht deine Gesundheit. Aber dafür deine Kindheit. Er hat den Glas-himmel zerschmettert, in tausend Scherben, die ich nicht mehr zusammensetzen kann; ich muss einen neuen Himmel bauen. Dabei gibt es keine Regeln; ich kann seine Grenzen dort setzen, wo ich sie haben will, das ist das Glück daran, am

Leben zu sein. Egal, wie du es machst; eine Regel gibt es doch: die Liebe. Zu dir selbst, Eigenliebe. Ohne sie geht nichts. Das ist kein Narzissmus. Das ist sogar im Gegenteil eigentlich die Pflicht von uns allen, zu oft wird sie vergessen. Die Eigenliebe ist eine Liebe wie jede andere auch, das heisst, sie muss gepflegt werden. Präsentiere dir selbst immer dein bestes Du. Sonst verlässt du dich. Sonst wirst du von dir verlassen. Verstehst du? Sonst rutschst du ab in eine Trauer. In eine Trauer nach der Kindheit, die du jetzt gerade verlierst, nach der Unschuld, nach deinem alten Ich, nach dem gesunden Ich, dem unbeschwerten Ich. In die Trauer nach der Zeit, bevor du dich aufhörtest zu lieben, wegen der Schuld und der Hässlichkeit eines kranken Körpers und der Angst und der Schmerzen.»

Wer hat dieses Zimmer nur eingerichtet? Das Gelb der Wand ist scheusslich, es erschafft eine stickige Atmosphäre. Ich trete ans Fenster. Ich brauche frische Luft.

«Vor dir flüchte ich. Ich bin stolz auf dich. Ich mag dich. Ich kann dich verstehen. Aber ich will nicht du sein. Ich weiss, wie du dich fühlst. Wenn die Medikamente dich aussaugen. Wenn dieser Energiesparmodus einsetzt. Schlurfen statt gehen. Murmeln, keine Energie zum Sprechen. Einstecken. Hinhalten. Aushalten. Wenn

der Blick langsamer wird, bis er nichts mehr fixiert und durch alles hindurchstarrt, leer. Bis die Augen zufallen. Wenn du dich verkriechst, wartest, bis es vorüber ist. Wenn du zählst: Eins. Das ist die Ewigkeit. Die Schmerzen kratzen nur noch an der Oberfläche. Alle Schwäche versinkt in die Ferne. Diese Leere ist die einzige Wahrheit. Aber wie du weisst, erholt sich dein Körper. Nach ein paar Stunden bist du nur noch etwas müde, höchstens etwas Übelkeit zeugt noch von der Chemo. Dein Körper taut wieder auf, und du musst es ihm gleichtun. Das Leben möchte, dass du weitermachst. Das verlangt es von dir, es ist dein Teil der Abmachung. Deshalb muss ich jetzt gehen. Wenn ich ein hübsches Plätzchen gefunden habe, eine Decke ausgebreitet und ein kleines Feuer für die Wärme und die Liebe und den Magen gemacht habe, dann kann ich abschliessen. Abschliessen, das heisst: den Schlüssel drehen, das Schloss einrasten lassen. Den Schlüssel rausziehen, mit dem vertrauten Ratschen, versorgen, anschreiben, wenn nötig, du musst wissen, wo er ist. Solange dieses Schloss offen ist, kannst du nicht frei sein. So lange fesselt dich die Schuld und raubt dir die Last auf der Lunge Kraft und versteinert das Blei im Blut deine Haut und kühlt die Angst das Feuer in deinen Augen.»

Ich schliesse das Fenster, die Hitze, die von

aussen ins Zimmer strömt, macht nichts besser. Das zweite Bett im Zimmer ist leer. Ich setze mich darauf, befühle den Kissenüberzug. Sofort nimmt er mich zurück, wie ein Portal in die Vergangenheit. Ich spüre die Angst. Körperlich. Sie fühlt sich genau gleich an wie damals, nur schwächer. Wir schweigen. Krebs. Sprich das Wort einmal aus. Du, jetzt. Laut. Krebs. Achte darauf, wie es tönt. Behalte seinen Klang lange im Kopf. Krebs. Merke, was du dabei empfindest. Fühlst du Angst? Was für Bilder kommen dir vor Augen? Stell dir vor, das wärst du. Das wäre dein Leben. Verstehst du nun, weshalb ich nicht mehr der sein will, dem dieses Leben gehörte?

«Dazu musst du dich erst einmal sehr genau mit dir selbst auseinandersetzen. Du musst gründlich reflektieren. Überdenken, wer du jetzt gerade bist. Das ist hart. Denn es beinhaltet, dass du unangenehme Erinnerungen noch einmal durchleben musst, und vor dir selber kannst du nichts verstecken. Schmerzen, die du nicht erneut körperlich spürst, die du aber nicht vergessen hast. Sie ritzen sich ein in deine Seele. Sie verfliegen nicht, sondern bleiben. Tief und fest wie die Schrammen eines Gletschers, dessen langsame Gewalt selbst den härtesten Stein formt. Auch Angst wirst du verarbeiten müssen,

genau gleich, wie du den Schmerz bewältigtest. Noch einmal durchleben heisst, diese Narben zu erforschen, zu studieren. Behutsam ihre Topografie zu ertasten. Wo sind sie besonders tief? Gibt es raue Stellen, und andere, die sanft sind? Wo sind sie kalt? Wo sind sie noch empfindlich? Du musst sie bis in die letzte Falte genau kennen, deine Narben, um ein Bild der Gewalt, des Gletschers, zu haben, von dem du sie trägst. Wenn du dieses Bild hast, hast du erfolgreich verarbeitet. Es funktioniert wie ein Fahndungsbild, das du zum Abgleichen benutzen kannst, es hilft dir, spätere, andere Leiden im Leben einzuordnen. So beginnst du, dein Unterbewusstsein zu verstehen. Du fängst an, dich selbst kennenzulernen. Das ist ein langsamer Prozess. Bleibe immer dran, aber mache dich nicht verrückt. Langsam. Behalte das im Hinterkopf. Es wird auch hier wieder Löcher geben. Wenn du in einem steckst, darfst du dich nicht ablenken lassen. Dranbleiben. Am tiefsten Punkt bist du nämlich am verletzlichsten. Dann, wenn du müde bist und traurig und dich verlierst in Erinnerungen und Träume an vorher, dann glaubst du ihnen, den fremden Stimmen. Dann, wenn du keine Kraft hast, dich selbst davon zu überzeugen, dass sie nicht wichtig sind. Wenn du zu schwach bist, nicht auf sie zu hören, dann, wenn

du es nicht schaffst, deine Hoffnung zu sammeln, um dich zu vergewissern, wie viel Kraft du hast; dann kann es passieren, dass du vergisst, dass alles einfach nur seine Zeit braucht.»

Ich schaue ihm in die Augen. Er ist müde. Schon lange. Er hängt seit mehreren Stunden am Schlauch, spürt die Medikamente, die eintröpfeln wie Schmelzwasser. Sein Blick ist verwaschen, sein Körper zusammengesunken, ein Knäuel genauso formlos wie der Haufen Decke neben ihm.

hör mir zu, Junge.

«Irgendwann wirst du damit fertig sein. Gedulde dich, es ist eine Frage der Zeit. Alles ist eine Frage der Zeit. Irgendwann hast du also geebneten Boden. Dann ist es Zeit, neu auszusäen. Nach der gründlichen Analyse und einer Phase der Niedergeschlagenheit, die nach ihr kommt, wirst du verstehen, dass du eine neue Identität suchst. Diese Suche wird zu Beginn nur unbewusst stattfinden. Und dann, endlich, packt dich eine Sehnsucht, aber du weißt nicht, wonach; sie ist die Saat, die du streuen musst. Geniesse sie, denn auch sie wird vorbeigehen. Es ist die Sehnsucht nach dem Leben; nach seiner Vielfalt, den unzähligen Ländern, Menschen und Musik,

nach dem Lachen, den Tränen und der Liebe. Sie bringt dich vorerst aus dem Gleichgewicht. Bis du beginnst, auf sie zu hören. Dann bist du ganz still, für eine Weile, um zu horchen. Dieser Wind. Aus welcher Richtung kommt er? Wohin weht er? Und nun, da du ihn spürst, kannst du das Segel aufspannen und dich von ihm mitnehmen lassen. Benutze deine Lungen, breite die Arme aus, um möglichst viel Fläche zu bieten. Während deiner Fahrt wirst du an vielen Dingen vorbeigleiten, an Menschen, an Gefühlen, an Erinnerungen und Emotionen. An Bildern von früher, aus dem alten Leben. Sei vorsichtig, achte darauf, die Pinne sicher zu führen, besonders die Schot behalte straff, sonst verlierst du Fahrt. Kommen Wellen, so gleiche sie aus. Gleite mit ihnen, sonst kenterst du. Ist ein Sturm in Sicht, brich durch ihn. Entkommen kannst du ihm nicht. Stelle das Radio an, für alle Fälle. Drehe die Musik lauter und schaue nach vorne. Verliere nicht die Hoffnung. Hoffnung ist das Gefühl von Gewissheit, dass du durchkommen wirst. Das Wissen, dass es vorübergehen wird, was auch immer es ist. Das ist das Wichtigste im Leben. Wahrscheinlich auch im Tod, ich weiss es nicht. Verliere nicht die Hoffnung. Das ist das, was alle sagen, ich weiss, es kotzt dich an; und hasse meinetwegen den Satz, hasse jeden, der ihn dir

sagt, aber verliere sie nicht, verdammt. Wenn es nicht vorangeht, erinnere dich daran, dass sich alles verändert, die ganze Welt, immer, und alles ist eine Frage der Zeit. Ohne diesen konstanten Wandel gäbe es überhaupt kein Leben. Ohne diesen Wandel hätte nichts einen Sinn, überlege dir das einmal genauer, wenn du es brauchst. Dieser Wandel an sich ist die simple Schönheit des Lebens. Er bedeutet, dass nichts eine Rolle spielt. Das kommt dir nur zu Gute. Die Vergänglichkeit, die dieser Wandel verursacht, ist dein Schlüssel zum Leben. Du bist jung. Du machst Erfahrungen, hier in deinem Spitalbett, die normalerweise sterbende alte Menschen machen. Du kämpfst um ein Leben, das du noch nicht einmal kennst. Das kann verwirrend sein. Aber du bist nicht allein. Schreibe das alles auf. Teile es. Lass die Welt es wissen. Und wenn es nur jemand liest, hast du schon gewonnen; beim Schreiben geht es nur um dich. Und im Leben geht es auch nur um dich. Lebe, was du liebst. Schreibe, was du lebst. Liebe, was du schreibst, und liebe dich selbst, und verliere deine Hoffnung nicht. Schreibe die Geschichte deines Lebens.»

Ich fühle mich etwas benommen, meine Beine sind schwach. Ich setze mich langsam auf das Bett, sein Bett, neben ihn. Ist er eingeschlafen? Ich nehme seine Hand in meine. Sie ist heiss und

feucht. Dann, ein leichter Druck.

«Ja?»

Er kann nicht antworten. Auch nicht nicken. Ich weiss einfach, dass er verstanden hat. Und dann, langsam, hebt er den Kopf und öffnet ein Auge, dann das zweite, je einen kleinen Spalt. Er schaut mir direkt in die Augen, ohne zu suchen, als hätte er gewusst, wo mein Kopf ist. Seine Mundwinkel zucken, und nur ich weiss, dass es ein Lächeln war.

